

R. M. Hare
Die Sprache
der Moral

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 412

R. M. Hare, geboren 1919, ist seit 1966 Professor für Moralphilosophie an der Universität Oxford und einer der Hauptvertreter der Oxforder Schule der analytischen Philosophie. *Die Sprache der Moral*, in englischer Sprache zuerst 1952 erschienen, ist nach wie vor einer der grundlegenden Texte in der Diskussion über Metaethik. Hare hat diese Untersuchung fortgesetzt in *Freiheit und Vernunft*, 1963, deutsch: 1973, stw 457 und in *Moral Thinking. Its Levels, Method and Point*, 1981, deutsch: *Moralisches Denken: seine Ebenen, seine Methode, sein Witz*, 1992 (Suhrkamp).

Die Metaethik ist durch die sprachanalytische Philosophie zu einem Feld sehr subtiler Arbeit geworden. In Frontstellung sowohl gegen die intuitionistische wie gegen die naturalistische Position, die bisher in der Moralphilosophie miteinander konkurriert haben, werden die Fragen nach den Grundlagen der Ethik ganz neu gestellt und diskutiert: Fragen nach der logischen Struktur von Werturteilen, nach der Möglichkeit, sie zu rechtfertigen, nach ihrer Objektivität und Verbindlichkeit, ihrer Funktion und Bedeutung. Das zentrale Problem ist, kurz gesagt, das, ob sich moralische Gebote und Verbote überhaupt logisch begründen, ob sich Soll-Sätze von Ist-Sätzen ableiten lassen.

Die Sprache der Moral ist »eine klare, kurze und lesbare Einleitung in die Moralphilosophie, die den Anfänger möglichst direkt zum Verständnis der grundlegenden Probleme dieses Bereichs führt«.

R. M. Hare
Die Sprache der Moral

Übersetzt von Petra von Morstein

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
The Language of Morals
© 1952 by The Clarendon Press, Oxford

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

4. Auflage 2016

Erste Auflage 1983

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 412

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1972

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-28012-6

Inhalt

Vorwort zur deutschen Ausgabe	7
Vorwort	13

TEIL I.

DER IMPERATIV-MODUS

1. Vorschreibende Sprache	19
2. Imperative und Logik	37
3. Schließen	53
4. Prinzipienentscheidungen	81

TEIL II.

›GUT‹

5. ›Naturalismus‹	109
6. Bedeutung und Kriterien	125
7. Beschreiben und Werten	144
8. Empfehlen und Wählen	162
9. ›Gut‹ in moralischen Zusammenhängen	173

TEIL III.

›SOLLTE‹

10. ›Sollte‹ und ›richtig‹	191
11. ›Sollte‹ und Imperative	205
12. Ein analytisches Modell	224

Vorwort zur deutschen Übersetzung

Es ist keine leichte Aufgabe – wie jeder wissen muß, der es einmal versucht hat – ein philosophisches Werk von einer Sprache in eine andere zu übersetzen; und Übersetzungen vom Englischen ins Deutsche und vom Deutschen ins Englische (obwohl viele Verbindungen zwischen diesen beiden Sprachen bestehen) sind schwieriger als die meisten anderen. Daher schulde ich Petra von Morstein großen Dank, wie auch Martin Schwab, der ihr mit kritischen Vorschlägen geholfen hat. Die erstere steht auf vertrautem Fuße mit der englischen und amerikanischen Philosophie der Gegenwart; der letztere ist auf dem laufenden in bezug auf die schnellen Veränderungen, die sich in der deutschen philosophischen Sprache, während sie sich neuen Ideen anpaßt, vollziehen. Ich habe auch Professor Georg Tugendhat für seine Ermutigung und für seine Hilfe beim Suchen nach Äquivalenten für einige Schlüsselausdrücke zu danken; er war allerdings nicht in der Lage, die ganze Übersetzung durchzusehen. Ich selbst habe die Übersetzung zweimal sorgfältig durchgesehen und nach Stellen Ausschau gehalten, in denen der Sinn des Englischen hätte mißverstanden werden können; die sehr wenigen Mißverständnisse, die ich entdeckt habe, sind korrigiert. Obwohl zweifellos Unvollkommenheiten bestehen bleiben, haben wir unser Bestes getan.

Die Schwierigkeiten, die wir antrafen, sind von verschiedener Art. Einige Beispiele (besonders diejenigen, die das Kricketspiel betrafen) mußten geändert werden, so daß sie für deutsche Leser verständlich wurden; und die sehr wenigen rein linguistischen Bemerkungen, die sich auf die englische Sprache beziehen und sich auf die deutsche nicht anwenden lassen, sind entweder geändert oder als unwesentlich für das Argument ausgelassen worden. Als erheblich schwieriger stellte sich die Übersetzung von englischen philosophischen Termini heraus, die im Deutschen kein genaues Äquivalent zu haben scheinen. Diese Situa-

tion ist aus drei leicht identifizierbaren historischen Ursachen entstanden. Die erste besteht darin, daß die von ihren Verleumdern so genannte ›romantische Philosophie‹, die zwei Jahrhunderte lang im deutschen Sprachbereich beheimatet war, keinen großen oder dauerhaften Eindruck auf englischsprachige Länder machte und in ihnen durch einen frommen Respekt vor der Aristotelischen Tradition, der zumindest unter Berufsphilosophen herrschte, gemäßigt wurde; die Terminologie der Aristotelischen Tradition hat ja unseren gegenwärtigen Sprachgebrauch viel mehr beeinflußt, als es in Deutschland der Fall war. Der zweite Faktor, der den ersten verstärkt hat, besteht darin, daß das Englische (wie das Französische, aber im Gegensatz zum Deutschen) bereitwillig Ausdrücke aufnimmt, die aus dem Lateinischen oder Griechischen abgeleitet sind. Die dritte Ursache schließlich besteht darin, daß die andere große philosophische Bewegung, die in deutschsprachigen Ländern ihren Ursprung hatte, die ›analytische Philosophie‹, dort durch politische Umstände im Keim erstickt wurde, und daß die Vertreter dieser Bewegung fast alle auswanderten und danach Englisch schrieben. Diese Ereignisse ließen die deutsche Philosophie eine Generation lang in einer eigenen Welt verharren. Die Zeit, in der deutsche und englische Philosophen sich nicht mit derselben Sache zu beschäftigen schienen, ist nun vorbei, und in Deutschland und sonstwo hat eine interessante Periode der Veränderung und fruchtbarer Diskussion begonnen; doch die Sprache, in der in Deutschland Philosophie getrieben wird, ist noch immer nicht ganz beständig, und es gibt viele Ausdrücke im Englischen, die in der Diskussion über die Ideen des Wiener Kreises (und in vielen Fällen über deren Modifikation oder Zurückweisung) verwendet werden, und die erst jetzt allmählich ihre festen deutschen Äquivalente finden. Es war deshalb schwierig, in jedem einzelnen Fall sicher zu sein, daß die Wörter, die wir gewählt haben, diejenigen sind, die schließlich einmal akzeptiert werden.

Das sind jedoch Fragen technischer Terminologie; sie sind verhältnismäßig unwichtig, besonders da ich von technischer Ter-

minologie in meinem Buch sehr wenig Gebrauch mache. Aber es gibt eine Stelle, an der sich die ›ordinary language‹ des Englischen von der gewöhnlichen Sprache des Deutschen zu einem gewissen Grade unterscheidet, und dieser Unterschied muß erwähnt werden, damit meine Ansichten – die gleichermaßen in der einen wie in der anderen Sprache dargelegt werden können, vorausgesetzt, daß man Verwirrungen vermeidet – nicht mißverstanden werden. Das Englische macht, so scheint es, einen viel schärferen Unterschied als das Deutsche zwischen dem Imperativmodus und dem Begriff ›ought‹, den man im Deutschen natürlicherweise durch ›sollen‹ übersetzt. Wie ich in § 3.3 meines späteren Buches *Freedom and Reason* (von dem bald eine deutsche Übersetzung erscheinen wird) auseinandersetze, fehlt dem Imperativ eine Eigenschaft, die alle wirklich normativen und wertenden Begriffe haben und die im Englischen allgemein mit ›universalizability‹ bezeichnet wird. Das bedeutet, daß man widerspruchslos einen Befehl und dessen Verneinung in bezug auf jeweils eine von zwei numerisch verschiedenen, aber qualitativ identischen Situationen aussprechen kann, während man dies im Falle von normativen und wertenden Urteilen nicht konsistent tun kann. In solchen normativen und wertenden Urteilen wird nun im Englischen das Wort ›ought‹ gebraucht, und diese Sätze gibt es niemals als Äquivalent zu einem einfachen Imperativ; im Deutschen jedoch, so scheint es, kann ›sollen‹ manchmal gebraucht werden, um normative Begriffe auszudrücken, und manchmal, um Sätze zu bilden, die einfachen Imperativsätzen äquivalent sind. Allerdings hat das Deutsche auch Mittel, die nötigen Unterschiede zu machen, doch diese sind weniger klar als im Englischen. Ein Deutschsprachiger würde zwischen ›Schließe die Tür‹ und ›Du sollst die Tür schließen‹ keinen so großen Unterschied sehen wie ein Englischsprechender zwischen ›Shut the door‹ und ›You ought to shut the door‹. In einem bestimmten Sinn hat ›Du sollst die Tür schließen‹ sogar ein englisches Äquivalent, nämlich ›You are to shut the door‹, – ein Satz, der in einer seiner Gebrauchsweisen ein ungefähres Äquivalent des Impera-

tivs ›Shut the door‹ ist. In einer anderen Gebrauchsweise ist dieser englische Satz ungefähr äquivalent zu dem Behauptungssatz ›You have been told to shut the door‹; und dies könnte im Deutschen auch als ›Du sollst die Tür schließen‹ übersetzt werden. So ist es für einen Deutschsprachigen wie für einen Englischsprachigen gleichermaßen möglich, einen *Befehl* mit dem *Bericht*, daß ein Befehl ausgesprochen wurde, zu verwechseln, da beide durch den Satz ›You are to shut the door‹ bzw. durch den Satz ›Du sollst die Tür schließen‹ ausgedrückt werden können. Doch der Deutschsprachige ist einer weiteren Versuchung ausgesetzt, die im Englischen nicht sosehr besteht, nämlich die beiden eben erwähnten Äußerungen (den Befehl und den Bericht über einen Befehl) mit einem normativen oder einem wertenden Urteil zu verwechseln, da letztere ebenfalls durch ›Du sollst die Tür schließen‹ ausgedrückt werden können. Der Englischsprachige ist der Gefahr dieser Verwechslung nicht sosehr ausgesetzt, da ihm der Ausdruck ›You ought to shut the door‹ zur Verfügung steht, der im Englischen nie äquivalent mit ›Shut the door‹ oder ›You are to shut the door‹ ist. Ein Deutschsprachiger kann daher viel leichter als ein Englischsprachiger denken, daß daraus, daß ihm befohlen worden ist, etwas zu tun, logisch folgt, daß er es tun sollte; und diese sprachliche Tatsache hat in der deutschen Geschichte praktische Folgen.

In einer Hinsicht hat die weitgestreute Bedeutung von ›sollen‹ jedoch einen Vorteil; es ist dadurch viel leichter, deutsche Leser von dem wesentlich vorschreibenden Charakter moralischer Urteile zu überzeugen, und das ist eine der Hauptthesen dieses Buches. Es ist viel schwieriger gewesen, englischen Lesern diese Wahrheit beizubringen, weil es im Englischen kein Wort gibt, das Imperative und normative Begriffe so umspannt, wie ›sollen‹ es tut. Aus drei Gründen möchte ich aber dieses Merkmal der deutschen Sprache nicht ausnutzen. Der erste ist dieser: wo ein Unterschied gemacht werden muß, muß man versuchen, ihn zu beachten (besonders wenn gegenteiliges Verhalten schlimme Folgen in der Theorie und Praxis haben kann). Der zweite

Grund besteht darin, daß mir häufig und zu Unrecht von meinen englischen Lesern vorgeworfen wurde, ich hätte gesagt, daß moralische Urteile entweder einfache Imperative sind oder aber mit einfachen Imperativen bedeutungsgleich sind, während ich wirklich gesagt habe, daß sie ihnen in einer Hinsicht (vorschreibender Charakter) *ähneln* und sich in der oben erwähnten Hinsicht von ihnen unterscheiden. Ich möchte daher nicht, daß meine deutschen Leser demselben Fehler verfallen. Der dritte Grund besteht im folgenden: wenn man diesen Unterschied nicht macht, so führt das zu spezifischen Irrtümern in der deontischen Logik, besonders zu der Annahme, daß Imperative ein Merkmal haben, das ›ought‹ zweifellos hat, nämlich daß ›Shut the door‹ und ›Do not shut the door‹ nicht kontradiktorisch sind – ebensowenig wie ›You ought to shut the door‹ und ›You ought not to shut the door‹. Diese Annahme hat sich unter deutschen und skandinavischen deontischen Logikern fast zu einem orthodoxen Glauben ausgewachsen und sich in der Tat von ihnen nach England und Amerika ausgebreitet; ich habe aber in *Mind* 76 (1967)* versucht zu zeigen, daß das ein Irrtum ist.

Um Verwirrung zu vermeiden, haben wir in dieser Übersetzung versucht, wo immer es möglich war, das normative ›ought‹ und das fast äquivalente ›should‹ durch ›sollte‹ wiederzugeben (das ja auch denselben etymologischen Ursprung wie ›should‹ hat) und ›ought to have‹ durch ›hätte sollen‹; für ›shall‹ haben wir ›soll‹ beizubehalten versucht (›soll‹ und ›shall‹ sind ebenfalls etymologisch gleich), wie zum Beispiel in der Überlegungsfrage ›Was soll ich tun?‹, und auch in verschiedenen anderen Zusammenhängen, die mit dem einfachen Imperativ nahe verbunden sind, wie ›to decide what to do‹. Wenn wir also nichts übersehen haben, kann der Leser einigermaßen sicher sein, daß es sich um einen einfachen Imperativ handelt, wo er ›soll‹ findet, daß ich aber von den normativen Begriffen

* »Some alleged differences between imperatives and indicatives«. Dieser Aufsatz erscheint neu in R. M. Hare, *Practical Inferences, and other essays*, London 1971.

›ought‹ oder ›should‹ rede, wenn er ›sollte‹ oder ›hätte sollen‹ findet.

Die deutschsprachigen Länder nehmen eine so zentrale Position in der philosophischen Welt ein, daß wir, wenn dort Klarheit und Strenge in dieser wie in anderen Angelegenheiten verteidigt werden, weniger von den verschiedenen Formen von Irrationalismus, die jetzt so populär sind, zu befürchten haben. Ich übergebe dem deutschen Leser dieses Buch – obgleich zaghaft und demütig – in dem festen Glauben, daß Philosophie nicht nachlässig betrieben zu werden braucht, um praktische Relevanz zu haben.

Corpus Christi College, Oxford
März 1971

R. M. H.

Vorwort

Ich habe mit diesem Buch versucht, eine klare, kurze und lesbare Einleitung in die Moralphilosophie zu schreiben, die den Anfänger möglichst direkt zum Verständnis der grundlegenden Probleme dieses Bereiches führt. Ich habe deshalb das zunächst vorbereitete Material um die Hälfte gekürzt und damit die meisten jener Einschränkungen, die Entgegnungen auf weniger wichtige Einwände darstellten, wie auch andere Rechtfertigungen ausgelassen, mit denen der nach Unanfechtbarkeit strebende Philosoph sich abzusichern versucht. Obwohl ich glaube, daß der Ansatz zur Moralphilosophie, den ich auf diesen Seiten skizziert habe, im allgemeinen ein fruchtbarer ist, wird es mich weniger stören, wenn meine Leser nicht mit mir übereinstimmen, als wenn sie mich nicht verstehen. Fast jeder Abschnitt in diesem Buch, wie auch in anderen philosophischen Werken, erfordert irgendwelche Einschränkungen; doch wenn ich diese bei jeder Gelegenheit liefern würde, wären die Hauptthesen dieses Buches um so schwieriger zu begreifen. Ich habe deshalb durchweg versucht, meinen Standpunkt so bestimmt wie möglich darzustellen, – in dem Glauben, daß das Zustandekommen einer Diskussion über die hier behandelten Probleme wichtiger ist, als daß ich eine solche Diskussion unversehrt überstehe.

Die Ethik, wie ich sie begreife, ist die logische Untersuchung der Moralsprache. Es ist im allgemeinen leichter, die äußerst komplexe Logik moralischer Begriffe zu verstehen, wenn man mit den einfacheren Arten von Logik etwas vertraut ist. Doch da man, aus welchem Grunde auch immer, Philosophiestudenten Ethik studieren läßt, ohne daß sie auch nur so viel Ahnung von Logik haben, habe ich versucht, solche Kenntnis nicht vorauszusetzen. Wenn dieses Buch für jemanden die erste philosophische Lektüre ist, wird er es, so hoffe ich, verständlich finden, wenn er dieser einfachen Regel gehorcht: all die Abschnitte auszulassen, die er schwierig findet, weiter zu lesen und später

auf sie zurückzukommen. Zugunsten jener, die daran Interesse haben mögen, habe ich einige oberflächliche Verweise auf einige der bekannten ›Typen ethischer Theorie‹ wie auch auf die Arbeiten von einigen der bekannteren Autoren über Ethik eingefügt; doch diese Verweise kann man unbeachtet lassen, ohne daß einem dadurch etwas Wesentliches an meiner Beweisführung entgeht. Ich habe die Kapitel über den ›Imperativmodus‹ an den Anfang gestellt, weil sie mir am grundlegendsten erscheinen; doch da sie vielleicht auch die schwierigsten sind, habe ich in Teil II die in Teil I dargestellte Gedankenführung nicht als bekannt vorausgesetzt; wenn ein Leser diese beiden Teile also in umgekehrter Reihenfolge vornehmen will, kann er das tun.

Ich habe bewußt Bezüge auf die Probleme der Moralphysikologie vermieden. Das gilt besonders für das Problem, das unter der Bezeichnung ›Die Freiheit des Willens‹ bekannt ist und das seinen Platz in den meisten Einleitungen zur Ethik hat; auch das Problem, auf das man sich gewöhnlich mit Aristoteles' Bezeichnung ›Akrasia‹ bezieht und das nicht häufig genug erörtert wird, wird nur am Rande erwähnt. Ich halte diese Probleme nicht für unwichtig, und es ist auch nicht der Fall, daß ich nichts über sie zu sagen habe, doch es handelt sich bei ihnen eher um Probleme in der Sprache der Moralphysikologie als in der Moralsprache selbst.

Zu besonderem Dank bin ich dem Master und den Scholars des Balliol College für ihre Großzügigkeit verpflichtet: sie befreiten mich während des Jahres 1950–51 von meinen Lehrpflichten, so daß ich dieses Buch schreiben konnte. Außerdem habe ich den Examinatoren des T. H. Green Moral Philosophy Prize, den Professoren H. J. Paton und G. Ryle sowie Mr. P. H. Nowell-Smith zu danken: sie halfen mir mit vielen Kommentaren zu meiner Dissertation für den Preis, die in gekürzter Form als der erste Teil dieses Buches erscheint. Drittens schulde ich all den vielen in Oxford und sonstwo Anerkennung, von denen ich in Diskussionen das meiste von dem gelernt habe, was hier dargestellt ist; was ich z. B. Mr. Urmson verdanke, wird offen-

sichtlich sein. Auch habe ich besonderen Grund, Mr. D. Mitchell und den Professoren H. L. A. Hart, A. J. Ayer und A. E. Duncan-Jones dankbar zu sein, die alle mein Manuskript ganz oder teilweise gelesen und mich vor ernstern Irrtümern bewahrt haben – für die Irrtümer, die verbleiben, muß ich um Nachsicht bitten. A. E. Duncan-Jones' Vortrag für die Aristotelian Society über »Truth and Commands« erschien zu spät, als daß ich ihm in diesem Buch hätte Rechnung tragen können; dasselbe trifft auf Professor Everett Halls Buch *What is Value?* zu, in dem das Thema des vorliegenden Buches etwas ehrgeiziger behandelt wird. Für eine Erörterung von Professor Halls Ansichten verweise ich den Leser auf meine Rezension in *Mind* 63 (1954). Auch habe ich Mr. B. F. McGuinness zu danken, der mir mit der Zusammenstellung des Indexes geholfen hat. Sollte die Kürze dieses Buches meine Beschäftigung mit den Arbeiten gegenwärtiger und vergangener Philosophen dogmatisch erscheinen lassen, muß ich zu guter Letzt bekennen, daß ich von den Autoren, mit denen ich nicht übereinzustimmen scheine, ebensoviel gelernt habe wie von denen, denen ich Beifall spende.

Ich widme diese Untersuchung der Moralsprache all den guten Menschen, ohne deren Leben der Moralist seine Gedanken verschwenden würde; und besonders widme ich dieses Buch meiner Frau.

Balliol College, Oxford, 1952

R. M. H.

In der zweiten Auflage habe ich einige geringfügige Korrekturen vorgenommen, die jedoch den Text nicht grundlegend stören. Würde ich das Buch noch einmal schreiben, würde ich es anders schreiben, da ich jetzt den Vorteil habe zu wissen, wodurch meine Leser irreführt wurden und was Mißverständnisse verursacht hat. Obwohl meine Ansichten sich in einigen Einzelheiten geändert haben, sind sie doch in jeder grundsätzlichen Hinsicht dieselben geblieben. Ich bin denjenigen, die

durch Kommentare zu meinen Argumenten zur Klärung der Probleme beigetragen haben, äußerst dankbar. Was meine neueren Ansichten angeht, so muß ich den Leser auf mein zweites Buch *Freedom and Reason* (Clarendon Press, Oxford, 1963) verweisen, das eine Fortsetzung des vorliegenden darstellt.

Balliol College, Oxford, 1960

R. M. H.

Teil I.

Der Imperativ-Modus

»Tugend ist also eine Veranlagung, die unsere
Wahlakte leitet.«

Aristoteles, Eth. Nik. 1106 b 36

I. Vorschreibende Sprache

I. I.

Würden wir im Hinblick auf jemanden fragen »Was sind seine moralischen Grundsätze?«, dann wäre der sicherste Weg zu einer wahren Antwort, zu untersuchen, was er *tut*. Er könnte natürlich im Gespräch alle möglichen Grundsätze vorgeben, die er in seinen Handlungen völlig ignorieren würde; doch wenn er, in Kenntnis aller relevanten Tatsachen einer bestimmten Situation, vor die Wahl oder Entscheidung zwischen verschiedenen Handlungsweisen, zwischen verschiedenen Antworten auf die Frage »Was soll ich tun?« gestellt würde, würde es sich erweisen, an welche Verhaltensgrundsätze er wirklich glaubt. Handlungen sind deshalb in eigentümlicher Weise verräterisch für moralische Grundsätze, weil es die Funktion moralischer Grundsätze ist, Verhalten zu bestimmen. Die Sprache der Moral ist eine Art vorschreibender Sprache. Und aus diesem Grunde ist die Ethik unseres Studiums wert: denn »Was soll ich tun?«¹ ist eine Frage, der wir nicht lange ausweichen können; die Probleme des Verhaltens, wenn sie auch manchmal weniger unterhaltsam sind als Kreuzworträtsel, *müssen gelöst werden* in einer Weise, wie Kreuzworträtsel nicht gelöst werden müssen. Wir können nicht auf die Lösung in der nächsten Nummer warten, denn was in der nächsten Nummer geschieht, hängt von der Lösung der Probleme ab. So ist also in einer Welt, in der die Probleme des Verhaltens täglich komplizierter und quälender werden, ein Verständnis der Sprache, in der diese Probleme gestellt und beantwortet werden, dringend erforderlich. Denn Verwirrung über unsere Sprache der Moral führt nicht nur zu theoretischen Unklarheiten, sondern zu unnötigen praktischen Verworrenheiten.

Es ist altmodisch, wenn auch immer noch nützlich, etwas *per*

1 Um Verwechslungen zu vermeiden, wird im folgenden ›shall‹ mit ›soll‹ und ›ought‹ mit ›sollte‹ übersetzt.